Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung

Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme

Band: 19 (1925)

Heft: 7

Artikel: Aus dem Leben eines Taubstummen [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-923033

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

CLOTEL Zur Belehrung (3:923)

Was man sich beim Henen merken muß.

Beim Henen gibt es verschiedene Arbeiten. Man muß mähen, breit machen oder zetten, kehren, rechen, schöcheln, Walen machen, abrechen, nachgäbeln, aufladen und abladen.

Beim Zetten darf man keine Mahden vergessen. Auch muß man das Heugras gut aufwersen und schütteln, damit die Tautropsen herausfallen und verdunsten. Auch darf man keine Grashausen machen. Sonst wird das Heugras lange nicht dürr. Beim Zetten nimmt jedes eine Mahde für sich. Man sängt da an, wo der Mähder zuerst angesangen hat; niemals von unten heraus.

Beim Wenden oder Kehren steht man auch gestaffelt hinter einander. Der beste Heuer fängt an, der schlechteste und langsamste kommt zulett. Beim Kehren wendet man immer von der Sonne weg. So entstehen keine Schattensberglein.

Beim Rechen muß man den Rechenstiel hinten halten. Sonst gibt es gern Unglücksfälle. Mit einem Rechenstiel kann man einem leicht ein Auge ausstoßen. Auch muß man den Rechenstiel möglichst hoch halten. Dann gleitet der Rechenkamm flach durch die Grasstoppeln und die Arbeit geht leicht vonstatten. Wenn man aber die Zähne steil stellt, brechen sie ab. Der Rechen holpert und die Arbeit wird mühsam.

Beim Aufrechen macht man einfache Mahden oder auch Doppelmahden. Auch da achtet man möglichst darauf, daß die Sonne die Mahden der Länge nach bescheinen kann. Ueberhaupt schafft man bei allen Heuarbeiten das Heu aus dem Schatten heraus. Am Schatten wird kein Heugras dürr.

Auch das Schöcheln muß verstanden sein. Man nimmt von der Mahde Hausen um Hausen um Hegt sie sorgfältig auseinander. Der letzte Hausen bildet das Dächlein. So kann über Nacht das Heu darunter ausdorren. Bei Regenswetter läuft der Regen am Dächlein herab und dringt nicht hinein.

Wenn man laden will, macht man große Heuwalen. Man richtet sie so, daß der Heuwagen wie in einer Gasse zwischen den Walen steht. Beim Abrechen recht man immer auf die Walen oder auf den Wagen zu. Dann macht man keine unnötige Arbeit.

Auch das Laden muß man verstehen. Man dreht die Heuhausen zu großen Bündeln und beigt sie im Wagen auf; ein Bündel links, das andere rechts und das dritte in der Mitte. So geht man auf dem Wagen vorwärts und rückswärts und zulet bindet man alle Heuhündel zusammen mit dem Bindbaum und mit dem Heuseil.

Im Baselbiet ladet man das heu auf Schnekken. Das sind Schlittenwagen. Sie haben vorn Schlittenkusen und in der Mitte je ein Kad. Im Appenzellerland und in den Graubündneralpen trägt man die Heuburdenen auf dem Kopf in die Scheune. Im Engadin sammelt man das Bergheu in Tücher und sührt es heim wie Wäschebündel. So sind auch die Heuarbeiten an verschiedenen Orten wieder verschieden. Man muß eben beim Heuch immer bevbachten, wie es die geschickten Heuer machen. Dann wird man auch anstellig und geschickt.

> Gustav Häselfinger, Schüler der Taubstummenanstalt Bettingen.



Aus dem Leben eines Tanbftummen.

(Fortsetzung).

Nachbarn rechts und links Daß die am Abend in der Rühle beisammensitzen und plaudern, wenn an den Freuden und Leiden der Mitmenschen das ganze Dörflein herzlich teil= nimmt, das ist in der Großstadt gar nicht möglich. Da stirbt man und wird begraben, und die nebenan schauen höchstens neugierig vom Fenster nach dem Leichenzug. Daheim aber beten sie alle im Sterbehaus für die Seelenruhe des Abgeschiedenen. Hinter dem Pflug hertappen - ja, das ist harte Arbeit. Aber kommt dann die Reife, kommt der Herbst mit seinen Gaben, dann gibt es reichlichen, köstlichen Lohn in Scheunen und Reller. Dann kann man getrost bem Winter entgegensehen. In der Stadt aber, welche Armut oft. Tag um Tag in den Sonntagskleidern gehen — halt, Hans, bist wohl Freiherr geworden, wie unser lieber Lehrer? Doch der kam auch an den Werktagen nicht daher wie am Sonntag. Der sah auch bestaubt und beschmutt aus, wenn er auf dem Felde und im Hofgute nach dem Rechten sah. Was Hans wohl treiben mag? Denn Frankfurt ist ein teures Pflaster, wie man hört. Vom Regel= schieben aber kommt kein Bissen zwischen die

Zähne, und wenn der lette Groschen ausgegeben ift, dann wird der Bierhumpen auch nicht mehr gefüllt. Sollte Hans eine reiche Heirat gemacht haben und sich von der Frau und den Schwiegereltern ernähren lassen? Nein, das wäre kein Mann. Das ist die Art fauler, dummer Burschen, und die hat kurze Wege. Ein Mädchen aber, das mit folchem Burschen sich ewig verbindet, muß leichtsinnig sein, daß fich Gott erbarm. Und wenn die Schwester von derselben Art sein sollte, dann Gott behüte den, der sie heimführt. Ich soll den Pechdraht an den Nagel hängen — lieber Hans, du fennst doch das Sprichwort: Schuster bleib bei deinem Leisten! Du wirst also, lieber Hans, in der Langgasse lange warten können. Vom Treppensteigen bin ich kein Freund — vier Treppen hoch, da bist du ja hoch emporgekommen. Darüber sind die Dachsparren (Balten), wo die Sperlinge wohnen. Die Stadtspaten sollen gar oft kläglich tun, besonders im Winter. Hoffentlich brauchst du niemals in ihr Rlagelied mit einzustimmen. In dieser Hoffnung wünsche ich dir alles Gute und auch deinem gastfreund= lichen Weibchen und ihrer Schwester. Mögt ihr so friedlich zusammen hausen wie die Menschen und Tierlein in der Arche Noahs, von denen nichts llebles berichtet wird. Wohl werde ich euch einmal besuchen, wenn meine liebe Schwester, die sich demnächst in einem Vorort Frankfurts verheiraten wird, ihr neues Heim bezogen hat.

Das waren die sehr vernünftigen Gedanken Wilhelms, als er nach dem Lesen des Briefes in aller Stille darüber nachdachte. Als er einsgeschlasen war, träumte er einen seligen Traum von daheim im stillen, sonnigen Dörflein bei Muttern. Hans aber saß bis gegen Mitternacht im Gasthaus "Zum letzen Groschen". ——

Am folgenden Tage war Sonntag. Nach dem Gottesdienste griff Wilhelm zur Feder, um den Brief seines Freundes Schönberger zu beant-

worten. Er schrieb wie folgt:

"Dein Brief hat mich sehr gesreut. Er zeigte mir, daß du noch an mich denkst. Auch ich habe dich nicht vergessen und mich oft an unsere Schulkameradschaft erinnert, als wir den weisen Borten unseres geliebten Lehrers lauschten. Der verehrte Freiherr erfreut sich, Gott sei Dank, noch bester Gesundheit. Ich besuche ihn jeden Monat, und das sind dann für uns frohe Stunden. Er beklagte sich über dich, daß du ihm so selten schreibst. Hole das Versäumte bald nach. Es wird ihn freuen.

Du hast beine Heimat verlassen? Was trieb

dich dazu? Ich vermute, daß deine Frau die Veranlassung bazu war. Sie ist wohl eine Frankfurterin und das Stadtleben fagt ihr mehr zu als das bäuerliche Dorfleben. Empfange dann von ganzem Herzen die besten Glückswünsche zu deiner Verheiratung. Für Eure freundliche Einladung sage ich Euch vielen Dank. Einstweisen kann ich der Einladung zum Besuch nicht folgen. Du schriebst gar nichts von deiner Beschäftigung dort. Eine Familie in einer Groß= stadt zu unterhalten, kostet täglich ein schönes Stück Geld. Ich bin neugierig, was du treibst, da du doch kein Handiverk erlernt hast. Mit landwirtschaftlichen Kenntnissen ist doch in der Stadt nichts anzufangen. Bon dem Plane der Verheiratung mit der taubstum= men Schwester beiner Frau muß ich absehen. Die Gründe, die dagegen sprechen, daß Taubstumme einander ehelichen, hat uns ja unser Lehrer klar und ernst auseinandergesett. Mein Junggesellendasein ist recht erträglich. Ich habe meine lieben Eltern daheim, denen ich im Alter zur Seite sein möchte. Ich habe in der Familie meines geschätzten Meisters eine zweite Heimat gefunden und bin meinen lieben Angehörigen nahe. Fast jeden Sonntagnach= mittag wandere ich meinem lieben Heimatdörf= chen zu, um bei Vater und Mutter zu weilen. Was will ich mehr bei vorzüglicher Gefundheit und reichlichem Verdienst! Nun zum Schlusse Gott befohsen, lieber Freund, mit den besten Grüßen an beine Frau und Schwägerin. Auf frohes Wiedersehen im Herbst freut sich

dein treuer Freund Wilhelm." Schnell wurde der Brief dem Postkasten anvertraut und nach dem Essen begab sich Wilhelm auf den Weg zur Heimat. Es war eine herr= liche Wanderung durch das Maigrün des Fel= des und Waldes. Unterwegs pflückte Wilhelm einen Strauß duftender Maiglöckchen für die Mutter. Dem Vater hatte er ein Bäckehen fei= nen Tabak gekauft. Meister Knieriem rauchte am Feierabend und an Sonntagen gern fein Pfeischen. Bor dem Hause aber lag der schöne weiße Spitz im Sonnenschein und blickte die Dorfftraße hinab, von woher Wilhelm an den Sonntagen zu kommen pflegte. Die Freuden= sprünge hättet ihr sehen müssen, sobald Wilhelms Gestalt am Waldrand sichtbar wurde. Daheim gab es allerlei Neues. Die Glucke hatte ein Dutend Küchlein ausgebrütet, im Stalle stand ein junges, starkes Kälblein und im Nach= barhause nebenan war fröhliche Kindtause. Die Burschen des Dorfes schoben auf der Regel=

bahn die Kugeln um die Wette, und Wilhelm tat mit großem Glück mit. Die Nacht schlief er droben in der Dachkammer und träumte süß wie in den Tagen der Kindheit vor vielen Jahren. In aller Herrgottsfrühe aber machte er sich auf die Beine zur Rückwanderung, um rechtzeitig wieder auf seinem Posten zu sein. Der Meisterin aber brachte er frische Eier, ein Pfund beste Landbutter und ein duftiges Sträuß= lein Maiglöckthen und Waldmeister mit. Die Wanderung aber erfrischte seinen Körper und Geist zu eifrigem Werke in der kommenden Arbeitswoche. -(Fortsetzung solgt.).

Gin Brief aus Amerifa.

Gine Lehrerin der Taubstummenanstalt Riehen weilt seit einiger Zeit in Amerika. Sie schreibt von dort der obersten Klasse der Taubstummen= anstalt Riehen einen langen, interessanten Brief. Briefe aus der Fremde sind immer lehrreich. Wir wollen darum auch den Lesern der Taubstummenzeitung einiges daraus berichten. Viel-

leicht haben sie Freude daran.

Die Lehrerin schreibt: Habt Ihr auch schon nachgeschaut, wo ich jetzt bin? Die Reise ist sehr weit und nicht immer schön gewesen. Zuerst fuhr ich von Basel durch Frankreich ans Meer. In Boulogne schiffte ich mich ein auf den Dampfer "Deutschland". Dieses Schiff ist sehr groß und bequem eingerichtet. Ich wohnte darauf 10 Tage und 10 Nächte, mit ein paar hundert andern Menschen. Ich hatte ein gutes Bett in einer Kabine, die ein kleines rundes Fenster hatte. Dieses Fenster durfte ich aber nicht aufmachen. Es wäre sonst Wasser herein gekommen. Tagsüber konnte ich auf dem Deck spazieren gehen oder in einem der schönen Räume lesen oder spielen. Es hatte eine große Bibliothek, verschiedene Dominos, Schachspiele, Halma usw. Es war auch ein Kaufladen auf dem Schiff, wo man allerlei kaufen konnte: Spielsachen, Handarbeiten und manche andere Dinge. Ein Coiffeur hatte auch sein Geschäft in einem der Räume und er hatte immer viel Arbeit. Es wurde auch eine Zeitung gedruckt auf dem Schiff und wir bekamen jeden zweiten Tag die neuesten Nachrichten aus der ganzen Welt zu lesen. Sie waren mit dem Radioapparat aufgenommen worden. Damit den Reisenden die Zeit nicht zu lang werde, wurde am Abend manchmal ein Konzert gegeben oder eine Kino= vorstellung. Und für Kinder spielte zweimal

ein Kasperltheater. Es hatte nämlich viele Kinder an Bord. Die meisten kamen aus Deutschland. Schweizer hatte es ganz wenige; außer mir nur vier Frauen und zwei Buben. Ihr denkt vielleicht, auf einem solchen Schiff sei es wunder= schön zu leben. Ja gewiß, das ist es auch, wenn man nicht seekrank ist. Ich bin es leiber drei Tage lang gewesen und sage Euch, es war nicht lustig. Man mag nicht essen und nicht sprechen und nicht denken und ist froh, wenn man ruhig auf seinem Bett liegen kann.

Als das Schiff nahe zu New York kam, gab es einen so dichten Nebel, daß wir oft den Anker auswerfen und einfach stehen bleiben mußten. Denn im Nebel darf kein Schiff fahren, es könnte zu leicht mit einem andern zusammen= stoßen und das gäbe ein großes Unglück. Und denkt Euch, als wir endlich in New York ans Land kamen, durfte ich nicht gleich zu meiner Freundin, die doch auf mich wartete, sondern ich mußte zuerst in eine Art Gefängnis. Ich wurde frei, nachdem ich versprochen hatte, nicht immer in Amerika zu bleiben. Seht Ihr, cs wollen so viele tausend Menschen jährlich nach Amerika, manche davon sind keine fleißigen Arbeiter oder finden, trotdem sie fleißig sind, keine Arbeit, sodaß schließlich der amerikanische Staat sie erhalten und für sie Geld ausgeben muß. Und das wollen die Amerikaner nicht mehr und prüfen alle, die einwandern.

Nun wohne ich aber seit vielen Wochen bei meiner Freundin. Vor 14 Tagen ist die ganze Familie umgezogen in ein nettes, neues Haus auf dem Land. Es gab viel Arbeit für uns alle. Die schwerste Arbeit aber, die Möbel herumtragen und wieder aufstellen, beforgten zwei große, starke Neger. Es wohnen nämlich sehr viele Neger hier. Auch unsere Waschfrau, die jede Woche kommt, ist eine Megerin. Und wenn sie auch den ganzen Tag die Hände im Seifenwasser hat, so werden sie eben doch

nicht weiß.

In die Stadt New York gehen meine Freundin und ich gewöhnlich einmal in der Woche, um Besorgungen zu machen. Stellt Euch vor, in dieser Stadt, wo die vielen hohen Häuser stehen, wohnen zweimal so viel Leute als in der ganzen Schweiz mit ihren vielen Städten. Die Straßen haben keine Namen, sondern Nummern. Ich bin z. B. in eine Tauftummenanstalt an der 163. und in eine an der 23. Straße gegangen. Die sind weit auseinander, und ich bin bon einer zur andern in der Untergrundbahn ge= fahren. Das ist ein Tram, das immer unter